

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Am toten See.

Roman von Robert Kohrausch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

An einer ganzen Reihe von kleinen Stationen hatte der Zug seine letzte Rast gemacht, ohne daß der einsame Passagier gestört worden wäre. Jetzt aber zeigten zusammenlaufende Gleise und größere, rote, rauchgeschwärzte Bauten die Nähe von einem betriebsreicheren Knotenpunkt an, und als der Zug ihn erreicht hatte, kam auch in diesen Wagen ein plötzliches, unruhiges Leben. Eine Gruppe von Herren, schwarz gekleidet gleich dem einzelnen Reisenden, drängte sich an der Tür seines Coupés vorüber, schaute, wählte, verteilte sich. Und auch er bekam nun Gesellschaft.

Mit den Worten: „Na, hier kann man sich wenigstens 'ne Cichorie ins Gesicht stecken,“ öffnete einer von zwei Herren die Coupétür. Sein Begleiter folgte. Der gesprochene hatte, war ein behäbiger, bereits bejahrter Mann, dessen Gesicht an Formgebung und Höflichkeit, aber nicht an Geist mit den Büsten von Sokrates wetterferte. Haar und Vollbart waren aus Braunrot und Grau unregelmäßig gemischt, auf der kurzen Stumpfnase trug er eine Brille mit geschwärzten Gläsern gegen die Sommer Sonne. Der zweite der Herren war sehr hager und sehr beweglich. Eine große, blanke Glase — die Herren beförderten ihre Zylinder auch gleich in das Reg hinauf — überzog beinahe seinen ganzen Kopf, aber der Kranz der übrig gebliebenen Haare war gleich dem dicken Schnurrbart unter der scharf gebogenen Nase noch von tiefem Schwarz. Beim Sprechen stieß der Herr ein wenig mit der Zunge an, doch störte das die Geschwindigkeit seines Redeflusses nicht. Er lachte bei den Worten des Ersten und sagte: „Das ist ja für Sie die Vorbedingung der irdischen Glückseligkeit, Herr von Temmin. Ich glaube, Sie lassen sich noch einmal mit der Zigarre im Munde begraben. Soll ich den Wunsch vielleicht nachträglich im Testamente notieren?“

„Nur nicht uffmuden, Herr Rechtsverdreher, 'ne jute Zigarre is 'n jutes Ding. Uebrigens, — reden Sie mir möglichst wenig vom Begraben. Die Sache is mir unheimlich. Is mir schon unangenehm genug, daß ich den Klimbin da heute mitmachen muß.“ Er sprach mit einem lauten, dröhnendem Bass, und in unwillkürlichem Wetteifer ahmte sein Begleiter ihn mit geringerer Stimme, so weit als möglich, in der Tonstärke nach, obwohl er dabei zuweilen einen forschenden und fragenden Blick auf ihren unbekanntem Reisegenossen warf.

„Nun, in solchem Falle versteht sich's aber doch von selbst. Ganz abgesehen von den Geschäftsbeziehungen, die mich mit dem Toten verbunden haben. Mir ist es auch schwer geworden, mich frei zu machen. Aber die Sache geht einem doch wirklich nahe.“

„Na ja, natürlich. Man kann froh sein, daß man in das Grab nich selber rinjebuddelt wird und noch lebendig

daboisieht. Wenn hier erst solche Zeschichten Mode werden, da is ja schließlich keener von uns mehr des Lebens sicher. — Trade so jut, wie den armen Kerl, den Bassow, hätte das doch noch unereenen treifen können.“

Der Zug war noch nicht wieder in Bewegung, und keine Silbe von der Unterhaltung hatte dem einzelnen Reisenden auf seinem Sitzplatze entgehen können. Als er die letzten Worte vernahm, erhob er sich ein wenig von seinem Platz und sagte mit einer halben Verbeugung: „Wenn ich nicht irre, meine Herren, fahren wir den gleichen Weg. Ich trage den Namen, den Sie eben genannt haben.“

„Was? Bassow? Sie wären der Baron Bassow, der neue, — übrigens zunächst: mein Name ist von Temmin.“ „Rechtsanwalt Jonasson,“ fügte der schwarze Herr mit der Glase in gleichem Atem hinzu.

Mit ruhiger Würde neigte Bassow den Kopf. „Ja, ich bin der Vetter des armen Verstorbenen. Zufällig auch sein einziger, männlicher Verwandter.“

„Und somit nu Majoratsherr von Garchim. Ich kann Ihnen sagen, wenn Sie's nich selber schon wissen: das Majorat is nich von schlechten Eltern.“ Temmin begleitete seine Worte mit einem so dröhnenden Lachen, daß er das Geräusch des jetzt wieder im Gange befindlichen Zuges überlötete.

„Die Sache hat mich kolossal überrascht. Meine Seele hat niemals daran gedacht, daß mein Vetter vor mir sterben könnte. Und nun fällt mir auf einmal dieser Besitz in den Schoß.“

„Na, ich würde nich böse drüber sein.“

„Ich bin auch ehrlich genug, Ihnen hier nicht mit sentimentalen Redensarten zu kommen. Ich habe meinen Vetter kaum gekannt, und wer wie ich sein Leben lang auf einer kleinen, mühsam gehaltenen Mietsche in Schlesien gefessen hat, — kurz, ich glaube schon, daß ich mich später einmal sehr über diesen Glückswechsel freuen werde. Aber vorläufig, — es ist so viel Trauriges und Schreckliches dabei, — mein Vetter hat so plötzlich fortgemußt, — er hätte gewiß auch gern noch gelebt, — und für mich ist das Leben immer eine große, gewissermaßen heilige Sache gewesen.“

„Ja, das Leben —“ Temmin schlug bei diesen Worten eine Strohfliege, die sich auf seinen Arm gesetzt hatte, tot, — „das Leben, das is wirklich was Trostes. Aber wo die Sache doch nu mal so is, wo der arme Kerl hat ins Grab beissen müssen!“

„Und wie steht es mit der Untersuchung? Ich bin so im Fluge abgereist, — war nicht zu Hause, als das Telegramm kam, sondern in Breslau auf der landwirtschaftlichen Ausstellung, — hatte dann noch mancherlei zu ordnen, so daß ich auch nicht eher als heute kommen konnte. Darum bin ich bisher ganz oberflächlich orientiert und weiß eigentlich nur, was in den Zeitungen steht. Sie können mir gewiß nähere Auskunft geben.“

„Da müssen Sie sich hier an unsern Herrn Rechtsverdreher wenden. Was einer wissen kann, das weiß der.“

„Hat man eine Spur? Ist der Mörder schon gefaßt worden?“

Jonasson zuckte vieldeutig die Schultern. „Vielleicht, vielleicht auch nicht.“

„Was soll das heißen?“

„Daß man eine Verhaftung vorgenommen hat. Ob's aber der Richtige ist —“

„Und wer ist es?“

„Ja, das ist eine sonderbare Sache. Sie kennen doch wohl die Witwe Ihres verstorbenen Vetzters?“

„Ein kapitaltes Weib!“ rief Temmin dazwischen, bevor noch Bassow mit einem „Nein“ kurz antworten konnte.

„Aber Sie werden wissen, — sie war doch vor ihrer Verheiratung beim Theater.“

„Das weiß ich. Es war der Grund, weshalb meine übrigen Verwandten sehr gegen diese Heirat eingenommen waren und sich ganz von der jungen Frau zurückhielten. Bei mir — nun, jedenfalls habe ich sie auch noch nie gesehen.“

„Mit ihrer früheren Theaterlaufbahn hängt diese Verhaftung zusammen. Der Mann, der des Mordes verdächtigt wird, ist ein ehemaliger Sänger, ein Kollege von ihr, der die Stimme verloren hat und ins Elend geraten ist.“

„Aber wie soll dieser Mensch dazu gekommen sein, ihren Mann zu ermorden?“

Jonasson lächelte ein verschmitztes Lächeln, wobei sein Schnurrbart auf und nieder zuckte. „Nun, es gibt Leute, die auf eigene Hand morden, und es gibt andere, die auf Bestellung arbeiten.“

„Soll das heißen, daß —“

„Sprechen Sie es nicht aus! Niemand spricht es bisher aus. Aber der Herr Staatsanwalt soll sich allerlei denken, das weiß ich aus bester Quelle.“

„Und worauf gründet er seinen Verdacht?“

„Seine Gründe wiegen nicht so leicht. Im Zeugenverhör hat er die Baronin ausdrücklich befragt, ob in letzter Zeit irgend eine verdächtige Persönlichkeit in der Nähe des Schlosses gesehen worden sei. Das hat sie lebhaft verneint. Kurz darauf hat ein Dienstmädchen ausgefragt, es habe vor ein paar Tagen die Baronin mit einem abgerissenen aussehenden Menschen im Park zusammen getroffen und gehört, wie sie ihm versprochen habe, ihm Geld zu geben. Das Mädchen hat von ihr am selben Tage ein Geschenk erhalten, wohl um sein Schweigen zu erkaufen. Mit ihr konfrontiert, hat Frau von Bassow die Begegnung nun sofort offen eingestanden, aber gesagt, jener Mensch wäre ein Unglücklicher, von dem sie mit Absicht nichts erwähnt hätte, um nicht etwa noch neue Mißbilligkeit für ihn zu veranlassen.“

„Aber das kann doch auch so sein.“

„Gewiß. Kann sein, kann auch nicht sein. Unsere einzige Weisheit ist: Man kann nie wissen! Am Abend, an dem der Mord geschah, hat man diesen Menschen weder in der Nähe von Gardin gesehen. Auf der Bahnstation hat man ermittelt, daß er sich dort ein Billett nach Stettin gelöst hat und mit dem Nachtzuge um zwölf Uhr vierundzwanzig abgefahren ist. In Stettin hat man ihn denn auch aufgefunden und verhaftet. Er trug einen Zettel bei sich, der nachweislich von der Baronin geschrieben war und ihn aufforderte, an dem kritischen Abend um halb neun Uhr in den Park zu kommen, wo sie bei der Dianastatue auf ihn warten und ihm das versprochene Geld einhändigen wolle. Um das Geld — eine Summe von tausend Mark — zu holen, ist sie am Tage vorher nach der Kreisstadt gefahren.“

„Aber mein Vetter war doch verreist, und so viel ich gehört habe, wußte niemand, wann er zurückkommen würde.“

„So heißt es allerdings. Aber vielleicht war seine Frau doch genauer orientiert. Jedenfalls wußte sie auch, daß er bei solch unerwarteter Heimkehr meistens den direkten Weg durch den Park nahm und gleich von dort aus in sein Wohnzimmer ging, zu dem er den Schlüssel immer bei sich trug.“

„In diesem Wohnzimmer ist ja doch der Mord geschehen?“

„Der allgemeinen Anschauung nach allerdings, aber die Baronin zeigt ein merkwürdiges Interesse daran, den Schauplatz des Mordes nicht in diesem Zimmer, sondern im Park zu suchen. Sie — und sie ganz allein — will einen geheimnisvollen Ton, einen Hilferuf oder dergleichen gehört haben, der dorthin deutet.“

„Aber welche Interesse könnte sie daran haben? Und der Verhaftete? Hat er gestanden? Hat man etwas von den geraubten Sachen bei ihm gefunden?“

„Nein. Beides nicht. Ein bestimmter Beweis liegt bisher absolut nicht gegen ihn vor. Man wird ihn auch kaum längere Zeit in Haft behalten können, wenn sich ein solcher Beweis nicht noch findet.“

„Welches Motiv sollte die Frau zu solch ungeheuerlicher Tat getrieben haben?“

„An Motiven wäre kein Mangel. Das ist es eben, was den Staatsanwalt in erster Linie mißtrauisch macht. Sie wissen, daß Baron und Baronin Bassow vor der Scheidung standen?“

„Ich habe davon gehört, ganz vor kurzem zum erstenmal. Aber ich habe nicht daran geglaubt.“

„Die Sache hat ihre Richtigkeit. Soweit ich urteilen kann, war aber der Baron dabei der schuldige Teil.“

„Durch die Scheidung wäre doch beiden Teilen die Freiheit wiedergegeben worden, wenn sie danach Verlangen trugen. Dazu war kein Verbrechen mehr nötig.“

Herr von Temmin hatte bisher merkwürdig ruhig zugehört. Indem er jetzt aber wieder sein dröhnendes Lachen hören ließ, rief er: „Nu, die Freiheit — was ich mir dafür loofe! Aber die Froschens, die Froschens, die kamen in Frage.“

„Wieso?“

Jonasson antwortete an Stelle des Befragten: „Es handelt sich um ein Testament Ihres Herrn Vetzters. In der ersten Zeit seiner Ehe hatte er eins gemacht, in dem für seine Gattin auch im Falle der Kinderlosigkeit sehr glänzend gesorgt worden ist. Er besaß außer dem Majorat, über das er natürlich nicht verfügen konnte, noch ein sehr ansehnliches Vermögen von seiner Mutter her, die ja die Tochter eines reichen Kaufmanns in Frankfurt war. Dies ganze Vermögen hat der Baron damals für den Fall, daß er sterben sollte, ohne Kinder zu hinterlassen, seiner Gattin vermacht, auch noch einige weitere Bestimmungen zu ihren Gunsten getroffen.“

„Und nun?“

„Nun hatte sich die Sachlage doch erheblich verändert. Daß der Baron die Absicht hatte, ein für seine bisherige Gattin viel ungünstigeres Testament aufzusetzen und sie mit einer verhältnismäßig kleinen Rente abzufinden, kann ich positiv behaupten. Und auch sie hat sicher darum gewußt. Wir Juristen fragen aber bei Verübung eines Verbrechens immer zuerst: Cui bono. — wem gereicht es zum Nutzen?“

Herr von Temmin fing wieder an zu lachen: „Na, wenn Ihr Rechtsverdrehen danach fragt, dann setzt nur gleich unsern neuen Majorats Herrn hier hinter Schloß und Riegel. Mehr Nutzen von der Sache hat ganz gewiß keiner als er! Oder können Sie ein Alibi nachweisen für den Mordabend, Herr Baron?“ Sein Scherz gefiel ihm so sehr, daß er sich vor Bergnügen auf dem Wagenpolster vor- und rückwärts wiegte und sich ein paarmal vor Freude auf die Schenkel schlug. Er war so stolz auf seinen Einfall, daß er das lähle Schweigen Bassows kaum bemerkte, der ein paar Augenblicke still und sinnend vor sich nieder sah, ohne auf ihn zu achten.

„Uebrigens das alles ganz unter uns, Herr Baron,“ sagte Jonasson jetzt. „Der Verdacht gegen die schöne Witwe hat bisher wirklich so wenig tatsächlichen Hintergrund, beruht so ganz nur auf einer Kombination von Indizien, daß man ihn kaum laut auszusprechen wagt. Bisher ahnt sie selbst wohl kaum, was an gewissen Stellen über sie gedacht wird. Aber Sie hatten doch ein Recht auf die volle Wahrheit, soweit ich selbst sie kenne.“

„Ja, ja, gewiß, ich danke Ihnen,“ sagte Bassow, jedoch langsam und scheinbar mit anderen Gedanken beschäftigt. Er versank jetzt in ein stummes Grübeln, und auch Jonasson schwieg. Nur Temmin machte zuweilen eine von seinen wichtigen Bemerkungen. Auf der letzten Station vor ihrem Ziele betraten auch noch ein paar andere Teilnehmer an der bevorstehenden Beisezung das Coupé, sie wurden Bassow vorgestellt, taten allerlei Fragen, und so verging rasch die noch übrige Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

### Der letzte Mann.

Skizze nach dem Leben.

Von Walter Karl Fuß.

Unter Führung eines Leutnants war ein Schützenzug auf einem vorgeschobenen Posten angelangt, hatte sich dort eingegraben und verschanzt.

Befehl: Die Stellung muß gehalten werden, koste es, was es wolle.

Leutnant Kraft scharft diesen Befehl seinen Leuten von neuem ein. Er weiß zwar, daß es nicht nötig ist, denn er kennt seine Gräben, auf die er sich verlassen kann. Aber die Vorschrift befehlt es.

Die Augen unentwegt auf den Feind gerichtet, die Nerven bis zum Berspringen angespannt, steht ein jeder auf der Lauer. Der Tod harret. Wann kommt er für mich, wann für den andern?

Und doch ist die Welt so schön! Strahlend erhebt sich die Sonne dort hinter den Bergen im Osten und übergliebt das ganze Gelände mit ihrem goldenen Glanze. In klarem Blau getaucht ist der Himmel. Ruhe liegt über der Landschaft. Und doch lauert der Tod, trotz des tiefen Friedens in der Natur. Frieden in der Natur! Wie lange noch. Bald wird das Geräusch lauter sein, als wenn alle Gewalten der Erde aufgerüttelt würden. Schlachtenlärm wird die schöne Gegend erfüllen.

Kommt dort nicht — erhaben anzuschauen — gleich einem Adler der Gegner durch die Lüfte? Das ist der Feind, der tastend seine Fühler ausstreckt, um an den anderen heranzukommen. In schwingvoller Linie auf- und niedersteigend kommt der große Vogel heran. Die Deutschen in der geschäft maskierten Stellung wissen, daß zwei Augenpaare aus jenem Maschinenwerk aufmerksam die Gegend absuchen. So nahe der Feind ist, dennoch darf man nicht scheitern, um sich nicht zu verraten. Es krabbeln in den Fingern, manch eine Hand umspannt fester den Gewehrschaft.

Und dennoch: der feindliche Krieger hat die Vorstellung entdeckt. Nun werden sie gleich kommen, die Tod und Verderben bringenden Geschosse. Nun wird bald das Stäublein geschlagen haben, in dem die Seele hinübergeleitet in die anderen Gesilde, da schon so viele Kameraden verammelt sind.

Leutnant Kraft inspiziert die Stellung nochmals vorsichtig. „Wenn nachher die da drüben kommen sollten, Ruhe bewahren, Leute. Vor allem ruhig zielen. Jeder Schuß muß sitzen. Dann werden wir uns halten können, bis Ertrag da ist.“

„Warten's nur, Herr Leutnant, wir werden das Kind schon schaukeln,“ sagt launig ein Landwehrmann. Und die anderen stimmen lachend mit ein. Lachend wie immer. Diese Teufelskerle, die dem Tode ins Auge sehen und ihren Humor, ihren goldigen Humor nicht verlieren.

„Sssssss! Bumm!  
Steine und Sand fliegen in den Schützengräben.  
„Ah, Donnerkeil. Wenn der Zuderhut hierher gekommen wäre.“

Krachen, Steine, Sand.  
Kein Zweifel, der feindliche Krieger hatte die Stellung entdeckt und seine Entdeckung der Artillerie mitgeteilt, die die Deutschen nun aus der wichtigen Vorstellung vertreiben will.

Ein Deutscher läßt sich aber nicht vertreiben. So wenigstens nicht. Hat man nicht in all den langen und harten Kriegsmontaten sich immer wieder ins Gedächtnis zurückgerufen, was man gesungen und geschworen hatte: Daltet aus in Sturmgebraus!

Und sie hielten aus, wenn auch mancher aus dem Schützengang in den tiefen Sand sank.

Die Artillerie des Feindes hatte gute Arbeit verrichtet. Aber sie hatte wohl nicht mit dem Mute und der Ausdauer der Deutschen gerechnet, die sofort wieder instandsetzten, was die Granaten an der Feldstellung zerstörten. Zwar wurden die Arbeitskräfte immer geringer, dafür aber arbeiteten die anderen mit doppelten Kräften.

Nach der Ruhe folgte der Sturm. Das Funkeln der Artillerie war vorüber. Nun mußten sie wohl bald kommen.

Leutnant Kraft steht am Ausguckloch und lugt scharf nach der Gegenseite hinüber. Neben ihm steht der Hornist Huber.

„Sehen Sie dort das verdächtige Bewegen des Strauchwerks, Herr Leutnant? Das ist der Feind!“

„Ich sehe es. — Aufgepaßt!“ ruft Leutnant Kraft seinen Soldaten zu.

Und als die ersten Köpfe da drüben sich hinter dem schützenden Strauchwerk hervorwagen, kracht die Salve aus deutschen Gewehren, die Tugende von Feinden niederstreckt. Ja, so schießen deutsche Schützen.

Wieder stockt der Angriff. Das hatte man vielleicht nicht erwartet, daß die Besetzung der Vorstellung so stark sein werde. Sie war stark, nicht der Zahl nach, aber der Qualität der Verteidiger entsprechend.

Und dann sank doch Kamerad auf Kamerad, als die Artillerie von neuem einsetzte. Da, der Leutnant sinkt in die Knie, schlägt hintenüber. Huber bemüht sich um ihn. Der Leutnant spricht noch, ganz leise: „Die Stellung muß gehalten werden, hören Sie?“

„Samoll, Herr Leutnant, sie wird gehalten!“  
Der Unteroffizier übernimmt das Kommando. Aber auch er wird durch ein Granatstück zu Tode getroffen.

Mittelt jemand an dem Ausbarten der immer kleiner gewordenen Schar? Huber übersieht die Lage, und die letzten Worte des Offiziers kommen ihm in den Sinn, nein, stehen in großen Lettern vor seinen Augen.

„Der Zug hört auf mein Kommando.“? schreit er, daß es das Tröhnen und Sausen der Granaten überdient.

Der Feind hat von neuem Angriffe versucht, aber immer wieder fliegend mit dem regelrechten Sturm gewartet.

Hornist Huber entscheidet, daß stets ein anderes Gewehr abgeschossen wird, um den Feind über die Stärke der Besetzung zu täuschen. Ausbarten! Bald muß ja die Verstärkung kommen. Der Ueberbringer muß ja inzwischen die Reservestelle erreicht haben, den man schädte, als gleich zu Beginn der Beschießung das Telephonabel getroffen worden war.

Nun sind ihrer nur noch drei.  
Summt da nicht die Melodie des Soldatenliebes durch den verwüsteten Graben, in dem verwundete und tote tapfere Krieger auf die Erlösung harren?

Der Hauptmann hat's befohlen,  
Soldaten sind bereit;  
Sei's siegen oder sterben,  
Wir sind des Kaisers Leut'.

Unentwegt begibt sich der tapfere Huber von einem Gewehr zum anderen. In der Hitze des Gefechts sieht er nicht, daß er schließlich ganz allein geblieben ist. Auch die beiden anderen liegen nun schwer verwundet am Boden. Und er? Blutet nicht auch er erheblich? Rote Streifen fluten geradezu an seiner Uniform herunter, eine dicke Kruste bedeckt sein Gesicht.

Dunkle Schleiern treten Huber plötzlich vor die Augen. Die Welt scheint ihm zu versinken. Er sieht nichts mehr, hört nur mit einem Male ein viestimmiges Hurra, dann wird es Nacht um ihn.

Als er erwachte, lag er in einem Feldlazarett. Vor ihm stand der Divisionsgeneral, der, als er sah, daß der Verwundete erwachte und bei Sinnen war, ihm die Hand reichte.

„Sie sind ein Held, Hornist!“  
Huber lächelte beglückt.

„Hätten Sie nicht,“ fuhr der General fort, „so tapfer ausgehalten, dann wäre es uns schlimm ergangen. Durch Ihr todesmutiges Eintreten haben Sie uns ein siegreiches Vorgehen verschafft. Seine Majestät wird Ihr Verhalten belohnen.“

Dabei zeigte der General auf sein Eiserne Kreuz erster Klasse.

„Auf Wiedersehen und gute Genesung, tapferer Sohn!“  
Der Hornist Huber nickte nur dankbaren Blickes dem General zu, dann schaute er traumverloren ins Leere.

Er war ein Held.  
Der Sonne goldener Glanz drang durch das Fenster und legte sich gleich einem Kranz um das Haupt des Soldaten...

### Vor hundert Jahren.

Die hessischen Truppen im Feldzuge von 1815.  
Von Dr. H. Bergér-Gießen.

Bis Dezember 1814 hatte der Wiener Kongreß sehr wenig den Erwartungen entsprochen, die man in ihn gesetzt hatte. Hessen hatte sehr unter den Verhältnissen gelitten. Unter der Steuerlast, die immer drückender wurde, brachen die Untertanen fast zusammen. „Aus allen Kerkern kamen Schredensbotschaften über den Notstand. Während des letzten Feldzuges (1814) hatte Hessen allein für 14 Millionen Gulden Leistungen liquidiert, statt der 3 Millionen 800 000 Gulden, zu deren Zahlung an die Zentralkasse man sich nur verpflichtet hatte.“

Die Ruhe Europas wurde plötzlich gestört, als Napoleon, Elba verlassend, am 1. März 1815 an der französischen Küste landete und nach Paris zog; Volk und Militär traten überall zu ihm über. Auch in Mainz trat ein Umschwung der Gesinnungen, namentlich in den besseren Ständen, hervor, der sich in sympathischen Kundgebungen für Napoleon äußerte, so daß die hessische Regierung eine Anzahl von Verhaftungen vornehmen, die Stadt selbst aber in Verteidigungsstand setzen mußte.

Der Großherzog berief am 27. März alle Beurlaubten bis zum 13. April zu ihren Truppen. Im Mai konnten zwei Brigaden hessischer Truppen ins Feld rücken. Das hessische Kontingent zählte 8250 Mann und 495 Pferde. Die erste Brigade umschloß die beiden Garde-Regimenter und das Regiment Erbgroßherzog und wurde von Follenius geführt; die zweite umschloß das Regiment Prinz Emil und das Leibregiment und unterstand dem Kommandeur von Gall. Die Artillerie wurde geleitet von dem Oberleutnant der Artillerie Kullmann. Den Befehl über alle hessischen Truppen führte Prinz Emil von Hessen. Die hessische Division gehörte mit einer österreichischen Infanteriedivision und den württembergischen Truppen zu dem Armeekorps des Kronprinzen von Württemberg. Die hessischen Truppen verließen am 14. Mai Darmstadt und marschierten nach Schweigenen und Wiesloch, wo sie Kantinements bezogen.

Nachdem sie bei Germersheim über den Rhein gegangen, drängten sie die feindlichen Vorposten bis Dagenau zurück. Die Dörfer Lampertheim und Mundelsheim bei Straßburg und ihre Höhen waren am 28. Juni von den Franzosen stark besetzt. Die französische Schlachtlinie dehnte sich hinter der Saffel gegen den Rhein hin aus; die Stärke der feindlichen Stellung war Saffelweihersheim. Der Kronprinz von Württemberg beabsichtigte, durch einen raschen Angriff den Feind nach Straßburg

zurückzuwerfen. Die großherzogliche Division unter dem Prinzen Emil bildete an diesem Tage die Avantgarde. Ihr wurde die Aufgabe, über Frenkersheim und Lampertsheim zu marschieren, letzteren Ort, sowie Mundelsheim und die Wingertsböden, wo der Feind stark postiert war, zu besetzen und wegzunehmen.

Um 3 Uhr nachmittags begann seitens der heffischen Division die Attacke auf Lampertsheim, das alsbald weggenommen wurde. Der Feind zeigte sich hierauf verstärkt zu Mundelsheim, das ihm auf eine Zeit entzissen wurde, jedoch auf die Dauer nicht behauptet werden konnte. Die heffische Truppenabteilung wurde zum Weichen gebracht, da der linke Flügel durch die etwas zurückgebliebenen Truppen nicht vollständig gedeckt war. Prinz Emil erneuerte mit verstärkter Truppenzahl die Angriffe auf Mundelsheim. Unter Anführung des Oberstleutnants Prinzen von Wittgenstein erstürmte das 1. Bataillon Leibregiment die Weinbergshöhe. Ihm folgte das 1. Bataillon Prinz Emil und das 1. Bataillon Prinz Emil zur Unterstützung. Unter einem Hagel von Kartätschen wurde Mundelsheim genommen. Auf dem linken Flügel bemächtigte sich die württembergische Division der Dörfer Reichshardt und Saffelsweiberheim, worauf sich der Feind nach Straßburg zurückzog. Bei dem Hellen bestand der Verlust an Toden aus 2 Offizieren 31 Mann, an Verwundeten aus 14 Offizieren und 267 Mann, an Vermissten aus 13 Mann. Dierauf rückte die Division ins Innere von Frankreich und bezog an der Rhone und Voire Kantonnierungen. Das zweite Bataillon des Regiments Erbgroßherzog blieb vor Neßl stehen.

Nach der entscheidenden Niederlage von Waterloo, der Abdankung Napoleons und der Kapitulation von Paris zogen sich die Friedensverhandlungen mit Frankreich noch bis zum November 1815 hin, bis zu welcher Zeit ein Teil der verbündeten Heere als Okkupationstruppen im Lande verblieb. Von den heffischen Truppen kehrte am ersten das 2. Bataillon Erbgroßherzog zurück. Ende November folgten die übrigen heffischen Truppenteile, die in drei Kolonnen der Bergstraße entlang ihren Marsch in die Heimat nahmen. Damit endigten die Waffentaten des heffischen Kontingents, dessen Mannschaften sich während einer Kriegsperiode von 23 Jahren in zehn Feldzügen ruhmvoll bewährt hatten.

### Vermischtes.

\* Rußlands Jagdkommandos. Im heutigen Kriege und besonders bei den jetzt an der besarabischen Grenze tobenden Kämpfen verwenden die Russen häufig zu Aufräumungsunternehmungen die sogenannten Jagdkommandos. Es sind das 30 bis 60 Mann von jedem Regiment, die bereits in Friedenszeiten neben einigem Kalkienhohldienst unter der Leitung von Offizieren am Kampfe gegen wilde Tiere verhandelt werden. Die Möglichkeit dieser Leute zur Betätigung ist natürlich je nach der Lage ihrer Garnison eine sehr verschiedene. Während die Jagdkommandos des Kaukasus, Ural, nördlichen Rußland und vieler Gegenden Sibiriens ständig Beschäftigung haben, da hier an Wölfe, Bären, Luchsen, mancherorts auch Tigern, Ueberschuß herrscht, ist ihr Betätigungsfeld in den stärker bevölkerten Gegenden des Zarenreiches selbstverständlich ein beschränkteres. Aber nicht nur der Reichthum oder Mangel an reisenden Tieren ist für die Beschäftigung des Jagdkommandos ausschlaggebend, sondern auch die Haltung ihrer Offiziere. Meist sind es, schon wegen der damit verbundenen Anstrengungen, jüngere Herren des Regiments, denen die Führung einer solchen Abteilung anvertraut wird. Eine strenge Aufsicht der höheren Stellen, ob das Jagdkommando fleißig arbeitet oder in ein Dorf zieht und dort nichts tut, kann selbstverständlich schon wegen der Entfernungen und mangelnden Verbindungen nicht geübt werden. Aus all diesen Gründen nun ergibt sich, daß die Ausbildung der zur Ausübung des Waldwerkes ausgesandten Soldaten eine sehr verschiedenartige ist. Während einige Regimenter über tadellos geschulte Jäger und damit für den Ernstfall aufs beste zu allen Schlechten ausgebildete Leute in ihren Jagdkommandos verfügen, da der längere Aufenthalt im Urwalde wilder, zerklüfteter, wenig von Menschen betretener Gebirge die Sinne schärft, haben andere Heeresabteilungen des Zaren nur Rundscharfer dem Namen nach an ihren Waldmannsabteilungen.

\* Deuschreden als menschliche Nahrung. Es ist eine verbürgte Tatsache, daß in Arabien und Nordafrika Deuschreden heute ebenso als Speise dienen, wie zur Zeit Johannes des Täufers, und daher bilden diese auch einen Handelsartikel. Die Eingeborenen reißen den Tieren die Flügel und Flügeldecken aus und rösten sie. Es scheint eine Grillenart, und zwar Gryllus lineola, zu sein, die so bereitet in der Verberei genossen wird. Die Einwohner der Senegal trocken eine andere Art, deren Leib gelb und schwarz gefleckt ist und die gepulvert wird, um dann als Mehl zu dienen. Es wird auch erzählt, daß die schwarze, lederartige Deuschrede, welche die Araber „Teufelssehl“ nennen, von den Afrikanern verpeißt wird. In Marokko werden die Deuschreden nachts in Säcke gesammelt, zuerst in Wasser und Salz gelocht und dann getrocknet. Nur die weicheeren Körperteile werden gegessen, ebenso

wie wir Seekrebse (Meerheuschrecken) genießen, denen sie im Geschmack ähnlich sein sollen.

### Büchertisch.

— Dochtland, Inhalt des Januarheftes: Soziologische Neuorientierung und die Aufgabe der deutschen Katholiken von Dr. Max Scheeler. — Weltpolitische Zukunftsaussagen eines Romantikers. Von Dr. Eugen Wiegner. — Jüdisch. Roman von Peter Döfler. — Ein Besuch in Bithia von Prinz Johann Georg von Sachsen. — Die völkerrechtliche Stellung Negrotens und des Suezkanals. Von Dr. G. Wehber. — Zonapartes Zug nach Aegypten. Von Dr. Paul Holzhausen. — Kleine Pantheone: Radowig und die deutsche Revolution. Von Dr. Al. Löfler. Der Aufstieg des Arbeiterstandes im Wandel des deutschen Vortages. Von Dr. Seidenberger. Nochmals „Die katholische Aufgabe“. Von Dr. F. Mel. Kritik: Martin Spahn „Bismarck“, von Th. Brauer. Max Scheelers Abhandlungen und Aufsätze. Von Dr. Dietrich von Hildebrand. Neue Romane. Von Franz Derwig. — Rundschau: Kriegsbetrachtung. Gehändnisse Oliviers Juagndwehr. Jol. Ruederer. Deutsche Kriegsdichtung. Theater. — Vom Büchermarkt. — Unsere Kunstbeiträge.

— Das ist Rußland. Von Olga Wohlbrück. Verlag von Otto Jaule, Berlin SW. Preis 50 Pfg. Die Verfasserin hat vor dem Kriege lange Zeit in Rußland gelebt und schildert uns aus eigener Erfahrung Charakter und Wesen des russischen Volkes in meisterhafter Form.

### Siegener Hausfrauen-Verein.

Die Kriegskostausstellung von Frau Priester und ihr Vortrag haben uns, wie dies durch unsere Bestrebungen schon öfters geschehen ist, erneut auf unsere eiweißhaltigen Früchte hingewiesen, die einen vollwertigen Ersatz für Fleisch bieten. Wir wenden uns heute mit unserem Appell nicht nur an die Hausfrauen, sondern mehr noch an die Hausherren, diesen Ersatz für Fleisch an einem Tage in der Woche gutzuheißen. In dieser Woche ist es der Freitag.

#### Wochen-Küchenzettel.

Sonntag: Gerstentodensuppe mit Maggi, gefüllter Kalbsbug, Bohnensalat aus Wed's Gläsern, Salzkartoffeln, Apfelsinenspeise.\*)

Montag: Apfelsuppe, Kartoffelgemüse, Frankfurter Würstchen, Gurken.

Dienstag: Gemüsesuppe (Brühe von Kalbsbratenknochen), Apfelschneden.\*)

Mittwoch: Sagosuppe, gebacktes Ochsenfleisch, Wirringgemüse, Bratkartoffeln.

Donnerstag: Grünkernsuppe, Lungenmus, gestoßene Kartoffeln.

Freitag: Gerstensuppe, Rotkraut, Kartoffelbrei, Kastanien.

Samstag: Heringskartoffeln, Rote Rüben.

#### Kochanweisungen.

Apfelsinenspeise: 6 Apfeln, 1 Birne, 1/2 Pfund Zucker, 14 Blatt weiße, 2 Blatt rote Gelatine, 1 Liter Wasser. Saft der Früchte, Wasser und Zucker kocht man auf, gibt die aufgelöste Gelatine zu, läßt sie mitkochen und schüttet das ganze in eine maßgemachte Form. Gestürzt mit Vanillezucker.

Apfelschneden: Ein gut aufgegangener, ziemlich fester Hefenteig ohne Fett und Eier, wird ausgerollt, in lange, 10 Zentimeter breite Stücke geschnitten, diese mit ganz fein geschnittenen Äpfeln, Zucker, Zimt, Korinthen, Birne bestreut, zusammengelast und aufrecht nebeneinander in eine Form gesetzt, nochmals aufgehen lassen, mit Butter bestrichen und gebacken.

\*) Siehe Kochanweisung.

### Charade.

Das Erste bereitet dir Wohlbehagen  
Durch schattige Kühle an sonnigen Tagen.  
Das Zweite holt bald, wenn du söhnst dem Genuß,  
Dem Geld und dem Gut und dich selber zum Schluß.

Das Ganze verdriestlich beim Rundtanz brummt;  
Doch kommt es zur Kuh', ist es plötzlich verstummt.  
Auch ist es als Meister der Töne bekannt,  
Der Hunderte reizender Walzer erkant.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Wien — Wein.